

Erfahrungen eines Kommandanten mit dem Tod

Fritz Aflenzer



Vorwort

Thema meines Vortrages ist es, über die Erfahrung eines Truppenoffiziers und Kommandanten mit dem Tod zu referieren. In der Vorbereitung ist mir jedoch schnell

bewusst geworden, wie schwierig es für mich ist, zu dem Thema einen Zugang zu finden. Als Zugangsweise habe ich schließlich gewählt, sehr subjektiv meinen Eindrücke und Erlebnissen zu beschreiben, wie man – aus der Sicht eines Offiziers – mit dem Tod allgemein umgeht. Und ich habe darüber nachgedacht, wann ich mich selbst mit dem Tod auseinander gesetzt habe. Nur dieser persönliche und daher sehr subjektive Zugang machte es mir überhaupt möglich, zu diesem Thema zu referieren.

Ich habe dabei erkannt, dass die Beschäftigung mit dem Thema durch mich in den Einsatzvorbereitungen zu den diversen Einsätzen doch das eine oder andere Mal ganz wissentlich passierte, nämlich auf drei Stufen:

(1) Mit mir selber, mit meinem eigenen Tod; dann

(2) Mit der Kommandantenverantwortung, und der Möglichkeit, dass einer meiner untergebenen Soldaten stirbt oder sterben könnte; und

(3) Wie man mit dem Tod und Toten in einem Einsatzraum umgeht – diese Situation hat mich bei meinen Katastrophenhilfeinsätzen öfters betroffen.

Für diesen persönlichen Zugang ist die eigene Autobiographie nicht unentscheidend. Ich komme aus dem Waldviertel, aus Geras, dessen mentales Zentrum das wunderschöne Prämonstratenserstift ist. Ich bin in der Einflussphäre dieses Stiftes aufgewachsen und bin auch ein gläubiger und praktizierender Katholik.

Beruflich bin ich derzeit S3 der ABC-Abwehrschule, zuvor war ich Kompaniekommandant der ABC Abwehr Kompanie und auch der ABC-Abwehrkompanie Kaderpräsenzeinheit (KPE). In meiner bisherigen militärischen Laufbahn habe ich bereits einige Auslandseinsätze absolviert.

Nachdem ich von der ABC-Abwehrschule komme, die für die Einsatzvorbereitung, Aufstellung und Formierung der Austrian Forces Disaster Relief Unit, kurz AFDRU, verantwortlich ist, haben mich vor allem die AFDRU-Einsätze beschäftigt. Teils, weil

ich sie vorbereitet habe, und teils, weil ich selber Mitglied der AFDRU-Kontingente war. Mein erster AFDRU-Einsatz war im Jahre 2000 in Mozambique, und zwar als Kommandant der Technischen Unterstützungsgruppe. Dabei handelte sich um ein kleines Team aus Pionieren und Kampfmittelbeseitiger.

Ich war dann zum Jahreswechsel 2004/2005 mit meinem Kommandanten, Brigadier Norbert Fürstenhofer, nach der Tsunamikatastrophe in Thailand. Dort waren wir als so genanntes Austrian Rescue Team (RACT) eingesetzt. Das Kontingent bestand aus zwei Ärzten der SanS und aus Offizieren der ABC-Abweherschule und hatte die Aufgabe, das Österreichische Konsulat in Phuket zu unterstützen. Diese Aufgabe war der für mich psychisch forderndste Einsatz, weil ich im betroffenen Gebiet permanent mit dem Tod und Toten zu tun hatte. Nicht mit unserem oder gar meinem, sondern mit den vielen während der Katastrophe verstorbenen Menschen. Das hat mich tief bewegt und manchmal kommen die Bilder, auch die schrecklichen, heute noch.

Ich war dann 2005 in Pakistan als National Con-

tingents Commander (NCC), also als Kommandant des AFDRU-Kontingents in Pakistan. Dieser Einsatz war bis dato wahrscheinlich der gefährlichste von allen. Dabei hatte ich oft schwere Sorgen um die Gesundheit und das Leben meiner Soldaten.

Mein letzter Auslandseinsatz war im Jahre 2007, ich war mit meinen Soldaten der KPE sieben Monate im Kosovo bei AUCON 16/KFOR. In all den Einsätzen hatte ich mehr oder weniger etwas mit dem Tod zu tun.

Der Tod als persönliche Lebensfrage

Ich möchte deshalb ganz kurz über den Tod an sich reden. Der Tod ist ja etwas sehr persönliches! Als Christ glaube ich an ein Weiterleben nach dem Tod. Trotzdem möchte ich so lange als möglich, wie wahrscheinlich fast jeder Mensch, auf Erden bleiben und mein Leben genießen.

Mir selber waren die Heiligengestalten immer wichtig und als Symbolfiguren eine Stütze in Gefahren. Der Glaube als Ganzes war für mich immer etwas, das mir in den Auslandseinsätzen, wenn es um den Tod gegangen ist, geholfen hat. Ich habe seinerzeit einmal eine Figur der heiligen Barbara, die ja auch Schutzpatron der ABC-Abwehrsoldaten ist, von einem Unteroffizier als Geschenk bekommen. Seither habe ich die heilige Barbara immer mitgenommen, sei es auf Übung oder in den Auslandseinsatz. Diese Statue war im Kosovo, sie war in Pakistan und sie war in Allentsteig, sie ging mit der Kompanie immer mit.

Ich habe in meiner gesamten Karriere, als Soldat und als Kommandant, nie einen Toten unter meinen mir anvertrauten Soldaten zu beklagen gehabt. Dafür ist sicher nicht nur die heilige Barbara verantwortlich, aber vielleicht hat sie doch auch ein bisschen mitgeholfen.



Der Einsatzbefehl als Aufforderung, sich mit dem Tod zu beschäftigen

Ganz besonders bevor ich nach Pakistan geflogen bin, hatte ich mich wissentlich sehr intensiv mit dem Tod beschäftigt. Nachdem erste Informationen über das zukünftige Einsatzgebiet vorhanden waren und die Sicherheitsbelehrungen, die ich durch das Heeresnachrichtenamt und andere Dienststellen bekommen habe, doch eine relativ große Gefährdung für mich und das Kontingent erkennen ließen, hatte diese Beschäftigung mit dem an sich tabuisierten Thema begonnen.

Es war das erste Mal, dass ich mich so richtig damit beschäftigte, was passiert, wenn ich dort sterbe. Das habe ich, in abgeschwächter Form, auch mit meiner Frau besprochen, und sie sagte, dass ich darüber mit mir selber ins Klare kommen müsse. Sie sagte aber auch: „Du entscheidest, ob du fahren musst und willst oder nicht.“ Diese Entscheidung war selbstverständlich innerlich längst getroffen und es war sowohl meiner Frau wie auch mir klar, dass ich diese Verantwortung übernehmen will und in den Einsatz fahre. Wichtig war meiner Frau und mir jedoch, dass das alles besprochen wurde und auch profane Dinge wie die Zukunftssicherung meiner Familie im Voraus geregelt waren, für den Fall, dass ich nicht mehr nach Hause komme.

Danach habe ich ganz kurzfristig eine zusätzliche Versicherung abgeschlossen, und ich habe auch erstmalig ein Testament geschrieben. Ich hatte mich am Abend hingesetzt und ein Testament geschrieben, habe dieses versiegelt und mit der Bemerkung meiner Frau gegeben, dass wenn ich hoffentlich gesund wieder nach Hause gekommen bin, sie mir dieses ungeöffnet wieder geben soll.

Auf den Punkt gebracht kann ich jedoch sagen, dass es bei allen Überlegungen und Gedanken um mein persönliches Schicksal in Wirklichkeit um zwei Menschen gegangen ist,

nämlich um meine beiden Kinder. Und wenn ich mich ein bisschen vor dem Tod gefürchtet hatte, dann vor allem deswegen, weil meine Kinder noch klein waren, und in dem Gedanken, was passieren würde, wenn sie dann ohne Vater aufwachsen müssten.

Verantwortung gegenüber den Untergebenen

Als Kommandant hat man nicht nur die Verantwortung gegenüber der Familie und sich selbst, sondern ist vor allem für seine Untergebenen verantwortlich. Es wäre unverantwortlich, seine Leute in einen mehr oder weniger gefährlichen Einsatz zu schicken, selbst aber aus persönlichen Gründen



Der Soldat hat durch das Erleben des Todes eine gewissermaßen naturgegebene Beziehung zum Glauben; so stellt es die Darstellung aus dem Jahr 1898 dar.

zu Hause zu bleiben. Die Lage war außerdem nie besonders gefährlich, sodass ich mit hoher Wahrscheinlichkeit rechnen konnte, dass mir nichts passieren würde und ich aus den Einsätzen heil zurückkommen werde. Die Bedrohung war in allen Einsätzen, auch in Pakistan und im Kosovo, gering, und trotzdem habe ich mich das eine und das andere Mal mit dem eigenen Tod beschäftigt! Aber im Einsatz selbst habe ich das dann bald eingestellt; ich glaube, niemand denkt besonders gerne über sein eigenes Ende nach.

Die zweite und für mich besonders wichtige Frage war, was passiert, wenn einer meine Soldaten aus dem Einsatz nicht mehr nach Hause kommt? Niemand weiß, wann der Tod eintritt; auch im Friedensbetrieb in Österreich nicht. Es sterben ja auch immer wieder Soldaten während der Ausbildung, oder durch Krankheit oder haben einen Unfall, der Tod kommt oft plötzlich und unerwartet, niemand weiß Tag noch Stunde.



Der Tod eines Soldaten kann in keinem Einsatz ausgeschlossen werden.

Der Tod eines Untergebenen

Beschäftigt habe ich mich mit der Frage nach dem Tod eines Untergebenen erstmals ganz intensiv beim Hochwassereinsatz im Jahr 2002.

Da habe ich mir Gedanken gemacht, ob es verantwortlich und moralisch und ethisch vertretbar

ist, dass ich Untergebene unter Umständen in Lebensgefahr bringe. Hierzu sei gesagt, dass einerseits das Handeln in der Gefahr selbstverständlich zu vertreten und ureigenste Aufgabe des Soldaten ist, und zum Andern, dass es für schwierige und gefährlichere Aufgaben immer mehr Freiwillige als notwendig gab.

Im Gespräch mit Vorgesetzten, Untergebene und vor allem Gleichrangigen wurde mir aber bewusst, welche Verantwortung es bedeuten kann, Vorgesetzter zu sein.

In Pakistan und auch im Kosovo haben wir – mein stellvertretender Kompaniekommandant und ich – uns auch mit der Frage beschäftigt, was ist, wenn einer unserer Soldaten, warum auch immer, jetzt stirbt. Wie werden wir damit umgehen und was machen wir mit dem Soldaten, de facto mit seiner Leiche. Im Kosovo ist das ja relativ einfach, da hat man ein vorgesetztes Bataillon und nationale Vorgaben sowie ein funktionierendes System und gesicherte Verbindungen mit der Heimatbasis. Bei dem Katastrophenhelfereinsatz in Pakistan war dem aber nicht so, und ich als Kontingentskommandant war für alles verantwortlich. Wobei auch aus Pakistan Verbindung zum Kommando Internationale Einsätze bestand, die in Notfällen immer mit Rat und Tat zur Seite standen. Wir waren aber definitiv nicht vorbereitet auf die Situation, wenn ein Soldat gestorben wäre, und haben daher auch keine Vorkehrungen getroffen.

Hätten wir einen Toten gehabt, ich hätte im ersten Moment nicht gewusst, wie wir ihn dort behandeln hätten sollen, und auch nicht, wie wir ihn nach Hause gebracht hätten.

Der Kontingentsarzt ist bald nach Einsatzbeginn zu mir gekommen und hatte mich darauf aufmerksam gemacht, dass die medizinische Lage in der Kaschmir-Region trostlos sei und dass ein Soldat, sollte dieser schwerer verletzt werden oder erkranken, ein ernsthaftes Problem darstellen würde. Er hätte ihn nicht adäquat behandeln können und das Kontingent hatte auch kaum Mittel und Möglichkeiten, den Verletzten bzw. Kranken vom Einsatzgebiet zum nächsten Flughafen zu bringen. Der Kontingentsarzt brachte mir die Situation plastisch mit den Worten dar „Ein Herzinfarkt ist hier sicher lethal, bei einem Blinddarmdurchbruch

stehen die Chancen bestenfalls 50:50.“ Selbstverständlich wurden durch das Kontingent und die vorgesetzten Stellen in der Heimat alles unternommen, um die Situation bestmöglich in den Griff zu bekommen, ein nicht zu unterschätzendes Restrisiko blieb aber.

Bei aller Transparenz meiner Entscheidungen gegenüber dem Kontingent hatte ich meinen Soldaten mit diesen Details verschont.

Diese Fragen haben mich noch lange beschäftigt – und beschäftigen mich eigentlich noch immer. Für den AFDRU-Einsatz haben wir an der ABC-Abwehrschule, unseren Möglichkeiten entsprechend, diese Erfahrungen aufbereitet und in die Einsatzvorbereitung und Einsatzplanung aufgenommen.

Umgang mit einem toten Soldaten

Wenn ich zu dem Thema des Vortrages an meinen Kosovo-Einsatz denke, fallen mir als erstes die UÇK-Denkmäler ein, mit denen die Einheimischen ihre Helden ehren.

Während unseres Einsatzes im Kosovo hatten die Österreicher erfreulicherweise keinen toten Soldaten zu beklagen, andere Nationen, darunter die Polen und Schweizer, leider schon.

Im Kosovo habe ich erfahren müssen, wie belastend ein verstorbener Kamerad für ein Kontingent sein kann. Als Beispiel möchte ich den Tod eines schweizerischen Kameraden, der bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, anführen. Es war für mich erstaunlich: Das Schweizerische Kontingent war de facto 14 Tage nicht mehr existent. Die Ärzte haben psychologische Betreuung gebraucht, weil sie den Leichnam bergen und versorgen mussten. Dabei hat der Tote nicht einmal abschreckend ausgesehen, wie das bspw. bei Minen- oder Erdbebenopfern oft der Fall ist. Die betroffene Kompanie war einige Zeit wie paralysiert, und hatte ihre Aufgaben kaum mehr durchführen können.

Man hat den Leichnam des verstorbenen Sol-

daten natürlich mit allen militärischen Ehren aus dem Kosovo weggebracht, dieses Zeremoniell muss als vorbildhaft angesprochen werden. Das österreichisch-schweizerische Kontingent war angetreten, wobei die Schweizerische Armee, zu unser aller Unverständnis, die Mutter und die Tante des Verstorbenen in den Einsatzraum gebracht hatte. Die Mutter war selbstverständlich am Boden zerstört.

In dieser Lage wurde seitens des Schweizerischen Kontingents überlegt, ob man der Mutter nicht doch noch den Sohn zeigen sollte. In dieser Situation hatte der österreichische Kontingentsarzt heftig davon abgeraten, und kurzerhand entschieden, den Sarg zu verlöten, damit man ihn nicht mehr öffnen kann. Aus unserer Sicht wäre es für die Mutter schrecklich gewesen, ihren Sohn in diesem Zustand zu sehen.



Wir hatten echte Verständnisprobleme, wie mit der Gesamtsituation durch die schweizerischen Soldaten umgegangen wurde. Erst bei genauerer Beurteilung haben wir erkannt; das Schweizerische Kontingent war noch viel weniger als wir bzw. überhaupt nicht vorbereitet, dass einer ihrer Soldaten zu Tode kommen könnte. Mit den Familienangehörigen ist aber auch ein Militärgeistlicher mitgekommen, das war aus meiner Sicht ein positiver Ansatz.

Vorbereitung auf den Tod eines Soldaten

Über den Tod eines Untergebenen kann ich eigentlich nicht viel sagen, weil ich Gott-sei-Dank noch nie einen Toten unter meinen Soldaten zu beklagen hatte. Ich muss aber feststellen, dass die Sensibilisierung auf dieses Thema sowohl in den Einsatzvorbereitungen auf spezifische Einsätze wie auch in der allgemeinen Ausbildung der Kommandanten fehlt.

In Wirklichkeit haben wir uns weder in der Kosovo-Einsatzvorbereitung und auch nicht bei irgendeiner AFDRU-Ausbildung bzw. Vorbereitung jemals wirklich ernsthaft mit diesem Thema auseinandergesetzt.

Deshalb war ich auch etwas überrascht – aber im positiven Sinn! – über das Thema des Seminars, und dass sich das Bundesheer, bzw. ein Teil davon, jetzt mit diesem Tabuthema näher beschäftigt.

Umgang mit Toten im Einsatzraum

Meine persönlichen Erfahrungen mit Toten beruhen hauptsächlich auf Einsatzerfahrungen aus Katastrophenhilfeinsätzen im Rahmen von AFDRU. AFDRU war bis dato vor allem nach Erdbeben und Überschwemmungen für Such- und Rettungseinsätze oder zur Wasseraufbereitung im Einsatz. Bei diesen Einsätzen trifft man immer wieder auf Leichen, wenn zum Beispiel in einem eingestürzten Gebäude nach Überlebenden gesucht wird, findet man zuerst oftmals Leichen oder Leichenteile.

Diese Leichen sind oft nicht besonders ansehnlich, sie sind teilweise zerquetscht, zum Teil beginnt bereits die Verwesung; wenn überhaupt noch ganze Menschenkörper zum Vorschein treten. Das ist natürlich auch belastend für die Helfer, wenn diese

in der Hoffnung, Überlebende zu finden, graben und dann werden Leichen, vielleicht sogar Kinder, gefunden, denen Gliedmaßen fehlen oder die in der Mitte zertrennt wurden.

Einsatzerfahrung schützt da nicht immer vor persönlicher Betroffenheit. Selbst erfahrene Soldaten können beim Anblick einer Leiche, besonders bei Kinderleichen, die Nerven verlieren.

Auch wenn man diese Situationen im Speziellen nicht trainieren kann, müssen die Soldaten trotzdem bestmöglich vorbereitet werden.

Persönliche Vorbereitung auf die Konfrontation mit dem Tod

Eine Vorbereitung der Soldaten in diesem Bereich vor Einsätzen ist unumgänglich, aber die Ausbildung ist andererseits sehr schwierig. Wie soll man den Umgang mit Toten und Leichen üben oder trainieren? Eine Puppe kann man mit Moulagen herrichten, man kann Soldaten mit verschiedenen Verletzungen konfrontieren, aber man kann nicht Tote spielen.

Trotz der Schwierigkeiten einer einsatznahen Ausbildung müssen die Soldaten zumindest informiert werden, dass sie mit Leichen in Kontakt kommen könnten. Wahrscheinlich ist es sogar erforderlich, schockierende Bilder und Fotos aus vorangegangenen Einsätzen zu zeigen, um die Situation zu verdeutlichen.

Bei Katastropheneinsätzen trifft man sehr häufig auf eine Vielzahl von Leichen. Ich denke an meinen Einsatz in Phuket in Thailand. Wir sind zwei Tage nach dem Tsunami angekommen. Das aus der Tourismuswerbung bekannte Strandbild war gänzlich verändert, der Strand war voll mit toten Menschen, er sind überall Leichen kreuz und quer gelegen, teilweise haben noch Leichenteile aus dem Sand herausgeschaut.

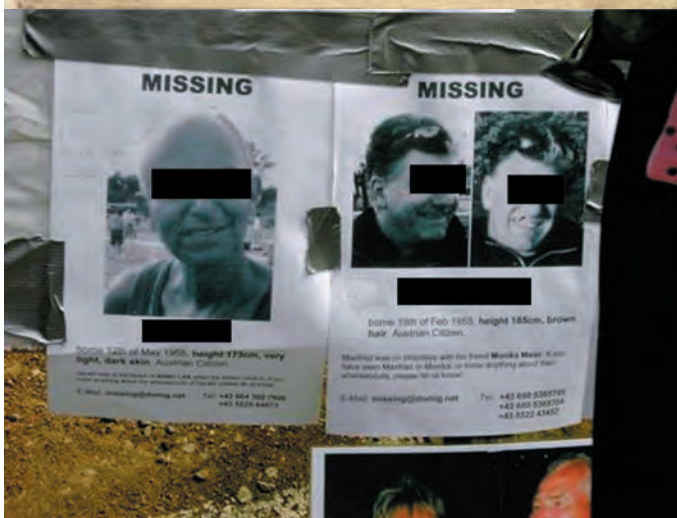
Konfrontation mit Leichen und Leid

Die thailändische Armee hatte den Strandbereich abgesucht, die Leichen dann mit Leichensuchhunde im Schlamm und Geröll gesucht und ausgegraben und den Strand gesäubert. Die Leichen wurden dann in den verschiedensten Klöstern zwischengelagert. Der ganze Strand war nach der Suchaktion leichenfrei, aber am nächsten Tag, als wir hingekommen sind, waren wieder unzählige Tote da, die das Meer in der Nacht angeschwemmt hatte.

In der kurzen Zeit, in der wir zur Unterstützung des Konsulates in Thailand waren, gab es tragische, aber auch berührende Momente.

Die erste Begegnung mit einem Tsunamiopfer, direkt nach unsere Ankunft, war mit einem österreichischen Familienvater, dessen Frau im Tsunami verstorben war, ein Sohn lag schwerst verletzt im Krankenhaus, er selber war nur leicht verletzt. Er hatte seine vierjährige Tochter tot gefunden, zumindest vermutete er, dass die Leiche seine Tochter war. Er war sich aber nicht vollkommen sicher und hat nicht gewusst, was er mit dem Leichnam machen soll. Das Konsulat riet ihm, dass er zuerst einmal einen Sarg kaufen sollte. Er kaufte daraufhin einen Sarg, legte das tote Kind hinein, klebte ein Bild von dem Mädchen auf den Sargdeckel und ließ auf Englisch und auf Thai schreiben, dass der Sarg nicht weggebracht werden soll. Danach ist er mit dem Sarg in einem Mietwagen in der Stadt herumgefahren; aber er konnte keinen Platz finden, wo er den Sarg einstellen konnte, da die Thais aus religiösen Gründen nicht wollten, dass sich eine Leiche in einem Wohnhaus befindet.

Leichen konnten nur in Tempel gebracht werden, weshalb ihm geraten wurde, er soll sein Kind in einen der unzähligen Tempel bringen, in dem die Mönche auf die Leichen aufpassen. Das hatte er dann auch gemacht, brachte den Sarg in einen großen Tempel und stellte den Sarg dort ab. Am nächsten Tag wollte er sein Kind holen und dann mit



Die Konfrontation mit Leid und Tod - einst und jetzt. Ludwig Heßhaimer stellte 1915 tote Reitpferde dar (oben), Suchanzeigen aus Phuket (Mitte) und die Wall of Remembrance. Teil einer Erinnerungskultur an die Toten des Tsunamis

einer Fluggesellschaft nach Hause transportieren. Als er wieder zu dem Tempel kam, war der Sarg jedoch weg. Jetzt war der verzweifelte Mann noch verzweifelter; er kam deshalb wieder zum Konsulat und bat um Hilfe, wir haben dann den Auftrag erhalten, das Kind zu suchen und zu finden.

Betreuungsstrukturen

In dem Haupttempel, in den mittlerweile alle Leichen hingbracht wurden, habe ich dann die thailändische Chefphatologin getroffen. Sie war schwerst gestresst und wirkte, als wäre sie nahe am Nervenzusammenbruch. Trotzdem nahm sie sich Zeit und hörte mir zu. Sie machte mich darauf aufmerksam, dass sich diese Suche als sehr schwierig herausstellen werde.

Direkt neben dem Platz, an dem ich das Gespräch führte, befand sich ein riesiger Berg mit Leichen; an diesem grauenhaften Ort befanden sich unter einer Plastikfolie 3.800 Leichen. Von süßlichem Leichengeruch war hier nichts zu bemerken, es hat dort nur elendiglich gestunken.

Ich muss zugeben: Ich hatte dort weder Mitleid noch sonst irgendeine menschliche Regung empfunden, es war in diesem Moment nur Ekel und Abscheu. Nach mehreren Aufenthalten in diesem Tempel und unter Mithilfe der dort eingesetzten einheimischen Ärzte haben wir dieses Mädchen schließlich doch gefunden.

Persönliche Überforderung durch die Erlebnisse

Diese Beispiele sollen die psychischen Anspannungen verdeutlichen, denen man ausgesetzt ist, wenn man mit Toten und Leichen konfrontiert ist und auch Verständnis dafür haben muss, dass das dem einen oder anderen irgendwann zu viel wird. Man wendet dann – auch als Selbstschutz – nicht mehr allzu viel Gefühl auf, man stumpft ab.

Bei dem Einsatz in Pakistan hatten wir nach der Erkundung des Einsatzgebietes beurteilt, dass diese psychische Belastung zu einem Problem werden könnte, da im Kontingent eine erhebliche Anzahl an sehr jungen und unerfahrenen Chargen waren, weshalb wir mit Österreich Kontakt aufgenommen hatten. Die uns vorgesetzte Stelle, war sofort bereit, einen Psychologen zusätzlich zu entsenden, außerdem wurde uns angeboten, auch einen Priester zu schicken – ein Angebot, das ich als Kontingentskommandant sofort angenommen habe. Zwei Tage später waren beide Soldaten im Einsatzraum. Dank der beiden hatten wir während des gesamten Einsatzes eine gute Betreuung.

Eigentlich hätte man dies bereits im Vorfeld, in der Einsatzvorbereitung, bedenken können, wir haben einfach nicht daran gedacht. Denn hätte ich, als Kontingentskommandant, gesagt ich will einen Psychologen und einen Pfarrer im Kontingent haben, hätte man meinem Wunsch sicher entsprochen.

Beim nächsten Mal weiß ich, dass auch jemand für die Betreuung der Helfer wichtig ist. Vor allem dann, wenn es in ein Gebiet geht, wo man mit vielen Toten rechnen muss.

Fritz Aflenzer, Major ist S3 der ABC-Abwehrschiele in Korneuburg/Niederösterreich und sammelte in zahlreichen Auslandseinsätzen, viele davon im Rahmen von AFDRU, Erfahrungen.

